

zum Anlaß, die Versammelten zu beschwören, von dem Ausschluß zu lassen. Er hat mit dieser Rede, einem großen Dokument, der DDR-Literatur die Ehre gerettet, die Hermann Kant zu demontieren im Begriffe war.

Kurz darauf rezensierte Hermann Kant, als wäre nichts, Stephan Hermilins soeben erschienenen Memoirenbuch „Abendlicht“, worin sich kulturpolitische Bekundungen fänden, die gewissen „Eiferern“ im Land eigentlich „Maulsperrern machen“ müßten. Ich habe mir, als ich das las, Hermann Kants Mund vorzustellen versucht.

Die Ausschlüsse des Sommers '79 haben eigentlich allen geschadet: den Betroffenen zunächst, denen der Vorwurf, ein Staatsverleumder zu sein, noch heute als Peitschenhieb im Gesicht brennt, weshalb auch der größere Teil von ihnen gen Westen zog. Jemand hat sich neulich ans Zählen gemacht. Er kam auf ein halbes Hundert in den letzten vier Jahren fortgegangener DDR-Künstler.

In der übrigen Welt, Ost wie West, hat diese für ein gesittetes Land beispiellose Abwanderung bloß Kopfschütteln erregt.

So gibt es bloß ein — allerdings triftiges — Argument, daß der Text „Zu wissen, wo man steht in den politischen Kämpfen unserer Zeit“ jetzt sein Reprint erfährt. Trotz seiner elenden denunziatorischen Tendenz und vieler allenfalls halbwayen Argumente ist er der mit Abstand literarisch beste Text des ganzen Bandes: in verzweifelter Wut geschrieben, ganz ohne sprachlichen Schnickschnack, gleichsam mit dem Rücken zur Wand.

Hermann Kant, habe ich den Verdacht, ist wirklich ganz gut nur, wenn er sich ganz tief im Unrecht befindet.

PSEUDONYME

Der Strohmann

Sieben Monate nach dem Tod des französischen Autors Romain Gary wurde publik: Er hat auch unter dem Pseudonym Emile Ajar geschrieben.

Plötzlich und niederschmetternd wie ein Gewitter brach der Ruhm über den empfindlichen, weltschönen Künstler herein, dessen Existenz bis dahin nur ein unscharfes Photo belegt hatte: Ein Passant erkannte den Geheimnisvollen an der Pariser Métro-Station Sèvres-Babylone, Photoreporter stürzten sich auf ihn und jagten ihn durch die Straßen, bis er panisch in ein Damenwäsche-Geschäft floh und sich in der Umkleidekabine zu verstecken versuchte. Doch einen Hinterausgang hatte der Laden nicht.

So wurde, an einem Novembernachmittag des Jahres 1975, der mysteriöse Emile Ajar dingfest gemacht, der ein paar Tage zuvor für seinen Roman

„Du hast das Leben noch vor dir“ den begehrtesten Literaturpreis des Landes, den Prix Goncourt, erhalten und aus Ekel vor jedem Literaturbetriebsrummel zurückgewiesen hatte.

Seit dem Erscheinen seines ersten Romans „Gros Cailin“ (1974) hatte die französische Kritik über Ajars wahre Identität spekuliert. Sein Manuskript war dem Verlag aus Brasilien zugeschickt worden, ein Anwalt besorgte die Korrespondenz, und auch dem Lektor und der Verlegerin, mit denen sich Ajar dann unter quasi konspirativen Umständen traf, wollte er seinen wirklichen Namen nicht preisgeben.

Dem „Mythos“ Ajar förderlich war das Gerücht, er sei in Wahrheit ein libanesischer Terrorist namens Hamil Raja, abträglich jedoch der Verdacht, mit dem Pseudonym narre ein prominenter Autor die Öffentlichkeit — Queneau, Aragon und Gary wurden genannt.

Doch nun konnten die Pariser Kopfgänger ihre Dossiers schließen: Der widerspenstige Goncourt-Preisträger (dessen Buch sich zu einem Super-Bestseller mit schließlich 1,2 Millionen Auflage entwickelte) war enttarnt als der 32jährige Paul Pavlowitch, der auf einem Bauernhof in Südfrankreich mit Frau und Kind eine sonderliche Aussteiger-Existenz führte.

Der schon zuvor als „Ajar“ verdächtige Romain Gary freilich, so erwies sich nun, war (als Vetter seiner Mutter) mit Pavlowitch verwandt und bekannt, und so stellte Gary — in einer von „Le Monde“ als Faksimile publizierten Erklärung — noch einmal nachdrücklich fest, daß er mit Ajars Werken „in keiner Weise“ zu tun habe.

Der enttarnte „Ajar“ tat mehr: Er attackierte seinen Onkel Gary, er stellte ihn — in seinem nächsten Buch „Pseudo“ (1976) — als abgewrackten Society-Literaten dar, der die schriftstellerischen Ambitionen seines Neffen stets nur mit Verachtung und Neid verfolgt habe, überdies als unersättlichen Weiberverzehrer, dessen Appetit — o Schande der Familie! — sogar Pavlowitchs Mutter erlegen sei.

Ajars „Pseudo“, niedergeschrieben in einer Kopenhagener Nervenklinik, stellte sich als verzweifelte Flucht nach vorn dar: Paul Pavlowitch gab endlich seine wahre Geschichte des Paul Pavlowitch preis, die Geschichte eines labilen, von Identitätsängsten gejaagten Paranoikers, eines Stammkunden psychiatrischer Anstalten, der endlich in seiner Geheim-Existenz als „Ajar“ ein empfindliches Gleichgewicht gefunden hatte und nun durch deren Vernichtung in den alten Wahnsinn zurückstürzte, in die Angstdelirien der Nichtexistenz.

Angeichts dieser hemmungslosen Konfession verstummten die indiskreten Ajar-Jäger betroffen. Doch nun, fünf Jahre später, heulen sie um so lauter auf: Paul Pavlowitch hat gestanden, daß „Pseudo“ tatsächlich „pseudo“ war, eine abenteuerliche und virtuose

Mystifikation wie der ganze Emile Ajar — Romain Gary, der 66jährig im letzten Dezember Selbstmord beging, schrieb die Bücher, insgesamt vier, Neffe Paul unterzeichnete nur als Strohmann Verträge und hielt Reportern den Kopf hin.

Nur einmal tat der harmlose Paul noch mehr: Während Gary wie ein Besessener an „Pseudo“ arbeitete, hockte Pavlowitch in einem Hinterzimmer und tippte Tag für Tag ab, was entstand — zunehmend fassungslos über das monströse Gary-Porträt, das ihm da unterschoben wurde, und entsetzt über die



Ajar-Erfinder Gary
Delirien der Nichtexistenz

Psychotiker-Karriere, die ihm Gary andichtete und zu der er sich ja fortan bekennen mußte. Dabei hatte er nie ein Irrenhaus von innen gesehen.

Paul Pavlowitchs Enthüllungsbuch „L'homme que l'on croyait“ wirkte in der Pariser Literaturszene so sensationell, daß mancher es schon als neue, alles übertrumpfende Mystifikation zurückweisen wollte. Doch nun hat Garys Sohn Diego ein nachgelassenes Gary-Manuskript publik gemacht, Titel: „Vie et mort d'Emile Ajar“, das Pavlowitchs Bericht komplettiert:

„Ajar“ war eine mit der Umsicht eines großformatigen Versicherungsschwindels in Szene gesetzte Fiktion: Für den besessenen Autor Gary eine Art Triumph über sich selbst, für den tumben Strohmann Pavlowitch ein Abenteuer, das ihn zeitweise zu verschlingen drohte, und für beide zuletzt eine Falle, in der sie sich — jeder den „Verrat“ durch den anderen fürchtend — gegenseitig zerfleischten.

Was aber trieb den erfolgsverwöhnten Starautor litauisch-jüdischer (und



Ajar-Darsteller Pavlowitch
Umsicht eines Versicherungsschwindlers

etwas dunkler) Herkunft, den einstigen Jagdflieger und Diplomaten mit der schillernden Aura des Playboys und Globetrotters, der, virtuos zwischen französisch und englisch wechselnd, Bestseller um Bestseller produzierte, obwohl er sich spätestens seit dem Prix-Goncourt-Erfolg „Die Wurzeln des Himmels“ (1956) auf seinen Tantiemen hätte ausruhen können — was trieb Gary als Sechzigjährigen dazu, „Ajar“ in die Welt zu setzen?

Gary, so er selbst, hatte schlicht die Nase voll davon, Gary zu sein, abgestempelt durch seinen Ruhm, aber auch abgestempelt als alter Gaullist und konservativer Liebling der Literatursalons. Der Mythos Ajar sollte für ihn eine Erneuerung sein, eine Wiedergeburt — und er bekam seinen Triumph, 1975, indem er als Gary selbstparodistisch mit einer Romansatire über die Potenznöte eines welkenden Playboys seine alten Leser belustigte, während gleichzeitig der knackige junge Ajar mit der Parole „Du hast das Leben noch vor dir“ zum Liebling des jungen Publikums avancierte.

Doch der Mythos Ajar war auch eine Geburt der Angst. Nicht alles in „Pseudo“ war „pseudo“. Der Verrückte jedoch, den Identitätsängste und Verfolgungswahn immer tiefer in Mystifikationen hineintrieb, war nicht der Neffe, sondern der Onkel: Er schrieb wie ein Berserker, weil er nur so über ein tiefes Gefühl der Nichtexistenz siegen konnte.

Schon zwei Jahre vor seinem Tod hörte Gary, laut Pavlowitch, zu schreiben auf, mit einem Ajar- und zwei Gary-Romanen als Lebensreserve. Doch die Angst wuchs, und nach dem Selbstmord seiner Exfrau Jean Seberg —

Gary beschuldigte das FBI, sie durch eine Verleumdungskampagne in den Tod getrieben zu haben — glaubte Gary bald sich, bald Pavlowitch von Attentätern verfolgt, die das Geheimnis Ajar zerstören wollten: Die Angst, als Ajar entlarvt, und die Angst, vor der Nachwelt um den Ajar-Ruhm betrogen zu werden, potenzierten sich in monströsen Pakten und Fluchtmanövern.

Als der Mann, der eigentlich Roman Kacew hieß und auch unter den Pseudonymen Fosco Sinibaldi und Shatan Bogat Bücher publiziert hat, sich im Dezember 1980 erschoss, muß die Angst über ihn gesiegt haben, weder Gary noch Ajar, sondern zutiefst niemand zu sein. Und fortan ist wohl auch der arme Strohmann a. D. Pavlowitch wieder ein Niemand.

MEDIZIN

Schonender Schnitt

Krebskranken Frauen kann häufig die Brust erhalten bleiben. Die bislang größte Vergleichsstudie zeigt, daß nach weniger radikalen Eingriffen die gleichen Heilungschancen bestehen wie nach Amputation.

Als unverantwortlich, wenn nicht Skandalös taten konservative Mediziner ab, was italienische Kollegen im Sommer 1973 angingen:

Ein Forscherteam unter Professor Umberto Veronesi begann am Nationalen Krebsinstitut in Mailand mit einer großangelegten Studie: Die Erfolge der traditionellen Behandlungsmethode — der radikalen Amputation — sollten mit den Ergebnissen einer schonenderen Operationsweise bei Brustkrebs verglichen werden. Die italienischen Ärzte entfernten dabei nurmehr etwa ein Viertel der Brust.

Damals galt bei Frauenärzten und Chirurgen die verstümmelnde Radikalooperation noch als „Therapie der Wahl“ — als einzige Methode, das Leben einer Brustkrebs-Patientin zu retten oder wenigstens zu verlängern.

Nun aber, acht Jahre später, scheint sicher, daß der radikale Eingriff künftig vielen Brustkrebs-Kranken erspart bleiben kann. In dem bislang umfangreichsten Vergleich der beiden Behandlungsmethoden zeigte sich, daß die Überlebenschancen für die Patientinnen gleich hoch sind, unabhängig davon, ob maßvoll oder radikal operiert wurde. Die maßvollere Technik vermindert hingegen die psychische Belastung der Frauen und erleichtert auch die kosmetische Rekonstruktion der Brust.

Vereinzelte waren auch andere Gynäkologen — etwa der Hamburger Professor Klaus Thomsen — in den 70er Jahren schon von der rigorosen Standardtherapie abgewichen. Sie amputierten nicht mehr in allen Fällen. Kleinere

Tumoren, dank moderner Röntgentechnik und intensiverer Selbstuntersuchung der Frauen immer häufiger aufgespürt, wurden nur herausgeschält.

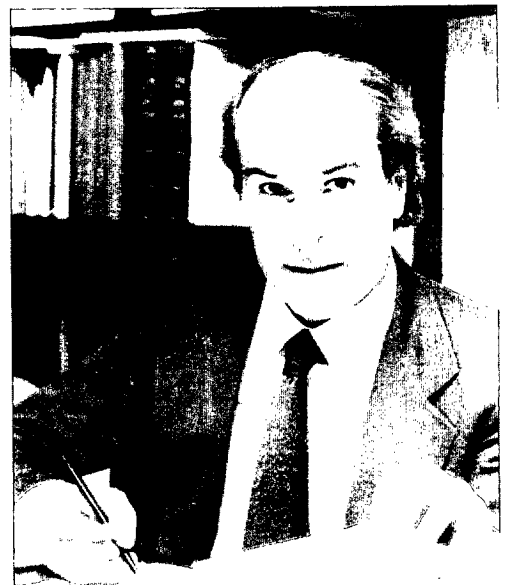
Bei über 100 Frauen mit kleineren Brusttumoren, die nach dem konservierenden Verfahren seit 1972 in Hamburg behandelt wurden, waren die Langzeitergebnisse denen nach einer radikalen Operation vergleichbar.

Vielen Ärzten jedoch schienen solche Erfolgsmeldungen nicht zuverlässig genug. Die Patientenzahl war ihnen zu gering. Die kanadische Gynäkologin Vera Peters, die gleichfalls positive Resultate der milden Methode vorlegte, hatte schon 1975 gefordert, „radikale Operationsmethoden sind nicht zum besten Nutzen der Patientin; bei frühen Stadien des Brustkrebs sollte die vorbeugende Radikalentfernung der Brust unterbleiben“.

Erst 1979, auf einer Ärztetagung in Bethesda (US-Staat Maryland), rangen sich die Brustkrebs-Experten zu der Empfehlung durch, statt des seit 1894 üblichen, von dem US-Chirurgen William S. Halsted entwickelten Radikaleingriffs „künftig maßvoller zu operieren“. Aber ein abschließendes Urteil mochten die Experten auch 1979 noch nicht fällen. Es fehle, wie sie betonten, immer noch an hinreichend verlässlichen Daten.

Ein Anlaß für die Empfehlung in Bethesda waren immerhin die ersten vorläufigen Ergebnisse der Mailänder Studie gewesen, die Veronesi 1979 in Amerika vorgetragen hatte. Die neuen, jetzt nach achtjähriger Laufzeit des Versuchs veröffentlichten Resultate rechtfertigten Veronesis Optimismus.

Ursprünglich hatten der Mailänder Krebsforscher und seine Mitarbeiter für die Untersuchung 701 Patientinnen



Krebsforscher Veronesi
„Unnötige Verstümmelung“